

Außenperspektiven

Im Rahmen des internationalen Kongresses *Wege der Musikwissenschaft* wurde von der Fachgruppe Musikwissenschaft im Interdisziplinären Kontext ein Symposium initiiert (Friederike Wißmann), welches die Außenperspektiven auf das Fach stark gemacht hat. Das Symposium bereicherte die allgemeine Diskussion über Inhalte und Methoden aus benachbarten Fachkulturen: In zwei etwa einstündigen Blöcken wurden durch einzelne Statements Schnittmengen und auch Differenzen zu angrenzenden Fächern zur Sprache gebracht und in einem anschließenden Podium diskutiert.

Aufgrund des diskursiven Formats des Symposiums haben sich die Sprecherinnen der Fachgruppe (Friederike Wißmann, Marie Louise Herzfeld-Schild und Yvonne Wasserloos) dazu entschieden, keine Vorträge zu publizieren, sondern den dialogischen Charakter beizubehalten. Den ReferentInnen wurden drei Fragen (s. u.) gestellt, auf welche sie bereits in den Statements und nun komprimiert in den nachfolgend publizierten Abstracts eingegangen sind. Die kurzen Stellungnahmen spiegeln entweder die Meinung der Autoren selbst, oder sie greifen Tendenzen auf, wie sie innerhalb der jeweiligen Disziplinen in Erscheinung treten. Thematisiert wurden deshalb auch Desiderata im Dialog der Disziplinen. Im Vordergrund standen mögliche gemeinsame Forschungsperspektiven, welche durch die Initiative der Fachgruppe befördert werden sollen.

In welchen Forschungszusammenhängen haben oder sehen Sie Berührungspunkte zur Musikwissenschaft?

Welche Unterschiede erkennen Sie in der Themenauswahl, in der Formulierung von Forschungsfragen und/oder in Bezug auf das methodische Vorgehen in der Musikwissenschaft im Vergleich zu Ihrem Fach?

Interessieren Sie sich für gemeinsame/analoge Forschungsperspektiven? Welche Chancen sehen Sie in einem interdisziplinären Vorgehen? Welche (möglichen) Hemmschuhe gilt es zu diskutieren?

Audiokommunikation [Stefan Weinzierl | Berlin]

Musik ist ein so universales kulturelles Phänomen mit historischen, sozialen, psychologischen, technischen und naturwissenschaftlichen Aspekten, dass sich Bezüge zu praktisch allen Wissenschaften finden lassen. Gerade in den Bereichen Akustik, Audiotechnik und auditive Wahrnehmung, die wir in der Audiokommunikation bearbeiten, sind die Bezüge zur Aufführung, Übertragung und Rezeption von Musik ganz offensichtlich.

Aus Sicht der Akustik haben musikwissenschaftliche Arbeiten häufig nur eine relativ lose theoretische Verankerung (*Theorie* im Sinne eines Wirklichkeitsmodells, mit definierten Begriffen und Begründungszusammenhängen), das Formulieren von Forschungsfragen oder Hypothesen ist weniger spezifisch, das Methodenrepertoire könnte teilweise von einer engeren Abstimmung mit den Disziplinen profitieren, von denen es entlehnt ist. Das kooperative Arbeiten an einem Forschungsthema (damit auch: die Koauthorschaft der entstehenden Publikationen) ist weniger verbreitet, ebenso ein etabliertes Verfahren der Qualitätssicherung. Zu wünschen wäre deshalb ein erhöhter Einsatz von Peer Reviews, wodurch die Qualität sichergestellt würde.

Von einem stärkeren Austausch im Hinblick auf Theorien und Methoden würde die Musikwissenschaft m. E. sowohl inhaltlich als auch institutionell profitieren, zumal unter den gegenwärtigen Bedingungen der Forschungsfinanzierung und der gewachsenen Bedeutung disziplinübergreifender Verbundprojekte.

MusikTheater [Dieter Ernst | Bayreuth]

Anders als die viel ältere Musikwissenschaft hat die noch recht junge Disziplin „Theaterwissenschaft“ kaum eine Infrastruktur für die Forschung ausgebildet. Wo Akademien und Editionsprojekte fehlen, liegt der Schwerpunkt daher eher auf der Aufführung, dem transitorischen Kunstwerk. Aus dieser Fachgenese heraus erneuert und erweitert die Theaterwissenschaft beständig ihre Methoden. Die Fachgruppe MusikTheater Bayreuth führt die Theater- und Musikwissenschaft bundesweit einzigartig zusammen.

Vergleichbar mit der Musikwissenschaft ist dabei, dass die Theaterwissenschaft sich am Dreischritt von Analyse – Geschichte – Theorie orientiert und Dramen- sowie Inszenierungsanalysen durchführt, die einer Interpretationsanalyse in der historischen Musikwissenschaft ähnlich sind. Dabei steht die Auffassung im Zentrum, dass Theateraufführungen und Musikaufführungen gleich einem Text zu decodieren sind.

Mit dem Performance-Paradigma wurde allerdings ab den 90er Jahren verstärkt der Anschluss an die Soziologie und Anthropologie sowie an die kritische Theorie und Gendertheorie gesucht. Leitend ist nun die Idee, dass weder Text noch Partitur die Substanz der Aufführungskulturen bildet, sondern das Geschehen zwischen Bühne und Rampe. Diese Einsicht wird nicht in gleichem Maße von MusikwissenschaftlerInnen geteilt. Statt der Bestimmung eines gemeinsamen Gegenstandes, etwa der Oper, scheinen daher interdisziplinäre Perspektiven interessant, wie die Musikalität der *mise en scene* (Roesner) oder der Performance durch Sound (Ernst/Mungen).

Kunstgeschichte [Tobias C. Weißmann | Rom]

Berührungspunkte zwischen Kunstgeschichte und Musikwissenschaft ergeben sich überall dort, wo Artikulationen der Bildenden Künste oder neuer Darstellungsformen mit Musik oder anderen klanglichen Formen zusammentreffen. Über die Epochengrenzen hinweg findet sich eine unüberschaubare Vielfalt an Schnittmengen, von der Festkultur der Frühen Neuzeit über die Oper bis hin zu zeitgenössischen Klangskulpturen, Installationen oder Performances. Zu den klassischen kunsthistorischen Musikthemen zählen die Musikikonographie, Kostüme und Bühnenbild sowie kunstvoll gestaltete Musikinstrumente. Mit der Bildwissenschaft und den Sound Studies haben beide Fachrichtungen in den letzten Jahren ihren Fokus erweitert und wurden durch einen regen Theorietransfer, insbesondere aus der Geschichts-, Sozial-, Sprach- und Kulturwissenschaft sowie der Genderforschung, in ihrem methodischen Spektrum bereichert. Darüber hinaus gibt es eine Reihe interdisziplinärer Vorhaben zwischen Kunstgeschichte und Musikwissenschaft, etwa zur „Intermedialität von Bild und Musik“ (Tagung in Mainz, 2012, Elisabeth Oy-Marra, Klaus Pietschmann, Gregor Wedekind und Martin Zenck) oder zu „strukturellen Relationen zwischen Musik und Bild“ (Teilprojekt „Musik – Geste – Bild“ des Exzellenzclusters „eikones NFS-Bildkritik“, Basel, seit 2013, Ltg. Matthias Schmidt und Matteo Nanni).

In meiner Dissertation widme ich mich beispielsweise der internationalen Festkultur im barocken Rom, die aufgrund ihrer vielfältigen künstlerischen und musikalischen Phänomene eines interdisziplinären Zugangs in besonderem Maße bedarf. Neben der Ergründung des soziokulturellen und politikgeschichtlichen Kontextes untersuche ich die Feste als multimediale, synästhetische Inszenierungen, als Zeichen- und Affektsystem aus künstlerischen, musikalischen und klanglichen Elementen. Ein besonderer Fokus liegt auf der komparatistischen Analyse der Festapparate und Festmusiken, die als ikonographische und künstlerisch-musikalische Einheit diskutiert werden. Nur in der Verbindung von kunsthistorischer und musikwissenschaftlicher Analyse können die Feste zureichend erfasst und ihrer künstlerischen und sozialen Funktion umfassend verstanden werden.

Geschichtswissenschaft [Sabine Mecking | Düsseldorf]

Als Historikerin mit dem Arbeitsschwerpunkt Neuere und Neueste Geschichte begreife ich die Musikgeschichte als Teil einer Kultur-, Gesellschafts- und Politikgeschichte. Ich untersuche die Entstehung, Aufführung und Rezeption von Musik als soziale Praxis und politisches Ereignis. In diesem Zusammenhang habe ich bereits häufig und intensiv in Tagungs- und Publikationsprojekten vor allem mit KollegInnen aus der historischen Musikwissenschaft und der Musiksoziologie zusammengearbeitet. Diese Kooperationen führten unter anderem zur Gründung der interdisziplinären Schriftenreihe „Schriften zur Politischen Musikgeschichte“.

HistorikerInnen fragen nach den politischen, sozialen oder ökonomischen Dimensionen der Musik im Zeitablauf. Sie interessieren sich für die durch Musik zum Ausdruck gebrachten gesellschaftlichen und politischen Strukturen, Praktiken und Prozesse. Musik wird als Mittel der

Kommunikation, als Ausdrucksform politischen Handelns betrachtet. Sie wird als Kristallisationskern kollektiver Identität(en) und emotionaler Bindungen untersucht, um den durch sie gespiegelten und getragenen gesellschaftlichen Verhältnissen und Entwicklungen nachzuspüren. Dies schließt auch Fragen nach den finanziellen und wirtschaftlichen Ressourcen ein, die z.B. mit einer Opernaufführung oder einer Schallplattenproduktion verbunden sind. Vor diesem Untersuchungsinteresse und Fragekontext treten musikimmanente und intermusikalische Faktoren in ihrer Bedeutung zurück. Die musikwissenschaftliche Forschung scheint demgegenüber – zumindest aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive - stärker durch material- und subjektorientierte Fragestellungen geprägt zu sein. In der Geschichtswissenschaft wurden lange Zeit vor allem die vielen musikwissenschaftlichen Werkanalysen und Komponistenbiographien wahrgenommen.

Für die Untersuchung des durch Musik geschaffenen (öffentlichen) Raums, der neben künstlerisch-ästhetischen Faktoren auch durch soziale und politische Faktoren bestimmt wird, ist die stärkere Verklammerung verschiedener Untersuchungsansätze ergiebig. Mit den kulturellen, gesellschaftlichen, ökonomischen und/oder politischen Kontextualisierungen der Musik rücken dann Fragen nach ihrer Wirkung oder Funktionalisierung (durch außermusikalische Kräfte) in den Fokus. Eine solche Untersuchungsperspektive schärft den Blick für die Bedeutung zum Beispiel der Laienmusik als Teil der Alltagskultur. Sie dürfte insbesondere auch das vorhandene Forschungsinteresse an der (Popular-)Musik des 20. und 21. Jahrhunderts weiter befördern.

Kurzum: Die musik- und geschichtswissenschaftliche Zusammenarbeit führt zu einer Erweiterung und Vielfalt der Frage- und Forschungsansätze, die dazu beiträgt, das komplexe Phänomen Musik umfassender zu erschließen. Für die Zukunft bleibt zu wünschen, dass die sowohl in der Geschichts- als auch in der Musikwissenschaft zum Teil noch existierenden disziplinären Scheuklappen abgelegt werden, um das offensichtliche Potenzial interdisziplinärer Ansätze gemeinsam weiter auszuschöpfen.

Filmmusikwissenschaft (Hans Jürgen Wulff | Kiel)

Dass Film von Beginn an eine multimodale Kunst ist und die Musik ihr wesentlich zugehört, sollte unstrittig sein. Umso auffallender ist die geringe Aufmerksamkeit, die der Filmmusik sowohl von der Musik- wie von der Filmwissenschaft zugekommen ist. In der Filmwissenschaft im engeren Sinne ist Filmmusik nach wie vor eine Marginalie, obwohl klar sein sollte, dass die Musik in die textuellen Strukturen ebenso eingewoben ist wie die textsemantischen Dimensionen der Erzählung. Die zur Durchdringung nötigen strukturfunktionalen Untersuchungen werden bis heute eher von Musik- als von Filmwissenschaftlern vorgestellt; eine Sonderrolle spielen darüber hinaus musiksoziologische und -psychologische Aspekte ebenso wie intertextuelle Traditionen, die Filmmusik mit der Geschichte des Musiktheaters verbinden.

Die vielschichtige Ausdrucksgestalt des Films ebenso wie seine Einbettung in ökonomische und sozialpsychologische Kontexte macht es nötig, ein Verständnis seiner ästhetischen und formalen Qualitäten ebenso wie seiner Rolle im gesellschaftlichen Alltagspraxis- und Diskurskontext als

multidisziplinäres Projekt anzugehen – eine Kooperation, der die disziplinäre Gliederung der Universitäten ebenso entgegensteht wie die Differenz der Leitfragestellungen der beiden am Projekt beteiligten Hauptdisziplinen, die Unterschiedlichkeit der Terminologien und des Gegenstandsverständnisses sowie möglicherweise sogar die Konkurrenz der Leitfragen und -vorstellungen. Noch komplizierter wird das Anforderungsprofil, wenn auch populärkulturelle Genres wie Schlager-, Rock‘n‘Roll- oder Discofilm ins Zentrum des Interesses treten, die ohne Reflektion und Analyse der soziokulturellen Umfelder ihrer Geschichte kaum sinnvoll analysiert werden können. Die Ausforschung der Beziehungen von Musik, Film, kulturellem Kontext und sozialer Praxis – über alle werkbezogene Analytik hinaus – bleibt eine Anstrengung, die von einer der beteiligten Wissenschaften allein kaum zu bewältigen ist.